

Jean Paul der Flieger

Autor(en): **Nohl, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [8]

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Warum? Ich weiß nicht. Das Boot fährt knirschend im Sande auf. Ich werfe die Kette um den Pflock und gehe heimzu. Ich sinne vor mich hin. Dann bin ich still. Ich betrüge Maria. Ich denke an Ursi . . .

In der Stube brennt noch Licht. Maria wartet auf mich. „Du kommst spät, Jochem. . . Du, morgen kommt der Berger Viehhändler. Ich würd' ihm das mittlere Kälblein lassen. Sechs Doppel gilt's schon. D'Simmi wirft ja in ein paar Wochen!“

„Ja, man kann's machen. Daß mir der Händler aber sechs Doppel für das Kälblein zahlt, glaub' ich kaum. Wenn's einen graderen Rücken hätte . . .“

„He, man probiert's halt!“

28.

In den Blumenbeeten vorm Haus blühen blutrote, blaßrote, gelbe und schneeweiße Aftern. Ich will die schönsten unter ihnen brechen und die Kammer damit schmücken. Heute ist Marias Geburtstag. Ein fühler Wind weht vom See her. Da und dort lösen sich die letzten Blätter. Sie klingen leise, wenn sie zur Erde fallen. Vielleicht klingen sie nicht, vielleicht klagen sie. Soll ich die Blätter darum fragen? Nein. Sie schweigen doch. Maria kommt bald. Sie wird Freude haben an den großen leuchtenden Blumen. Ich habe sie über Boden, Bett und Sims ausgestreut. Maria soll heute auf Blumen treten, nach Blumen blicken und mit Blumen schlafen . . . Es dämmert vor den Fenstern draußen. In der Kammer ist es still. Sie ist eigentlich fast größer geworden — ein wenig leerer und glanzloser, obwohl viele Blumen sie schmücken möchten. Das Tagelicht tut Wunder. Das merkt man am ehesten, wenn es nicht mehr da ist.

„He, Jochem, was tust da!“ Der alte Bendener schaut zur Tür herein und sagt es halb ärgerlich.

„He, d'Marie hat halt heut 's Fest! Da müssen Blumen her! Es wird wohl recht sein?“

„So, ja, ich bleib' heut aber nicht daheim, ich geh' in den Hirschen!“

„Ja, mach, wie du willst, Vater! Die Tiere werd' ich schon füttern und melken.“

Der Alte geht oft ins Wirtshaus. Am Abend möchte ich mit Marie doch lieber allein sein, drum geh' er gescheiter ins Wirtshaus. Das ist seine alltägliche Ausrede. Ich mag das nicht jedesmal einsehen. Dann wird der Bendener grob oder fängt an zu flennen. Ich möge ihm keine Freude gönnen. Mit solchen Leuten ist schwer auskommen, bei denen die Vernunft nie Herr werden will über die Begierde.

In der Stube brennt die große Hängelampe. Eine weiße Glasglocke dämpft das Licht und gibt ihm eine ruhige matte Farbe. Maria sitzt auf einer Stabell und flied zerrissenes Leinenzeug. Sie neigt den Kopf vornüber und sieht auf ihre Arbeit nieder. Der Lichtschein streicht über ihr schwarzes Haar. Es hat einen bläulichen Glanz bekommen und scheint ganz seiden zu sein. Ich möchte die Hände auf das glänzende Haar legen, aber ich wage es nicht. Vielleicht würde mich Maria einen verliebten Buben nennen und aufschlachen. So glaube ich . . . Ihr Gesicht ist nicht zart und weich; aber ein klarer Wille schaut aus den derben Zügen und der Ernst zum Schaffen und starken Mitthelfen. Es tut doch gut, einen solchen Menschen an seiner Seite zu haben. Ich möchte Marias Augen sehen.

„Maria!“

Sie blickt auf. „Du, Jochem, heut mußt du mir den Gefallen tun. Sag' Marie! Ich heiße nicht Maria. Sag' Marie, heut wenigstens, Jochem?“ Sie bittet fast darum.

„Ja, ich meinte, der Name wäre dir recht?“

„Mein, ich heiße Marie. Du mußt die Dinge so nehmen, wie sie sind, nicht verdrehen oder bessern wollen! Das hängt mit deinem Versmachen zusammen. Laß auch das einmal! Wir sind Bauersleute, Jochem, keine Künstler. Sei froh, daß du's nie geworden bist!“

„Marie, ich glaube, es ist schön, Künstler zu sein!“

„Meinst?“ Sie verwundert sich, daß ich so reden kann.

„Ja, das ist so eine Gottesgabe. Die gibt man nicht jedem mit auf den Weg!“

„Da verstehe ich dich nicht, Jochem. Wo wolltest du das Brot hernehmen, wenn's auf der Welt nur Künstler gäbe? Dazu hat Gott u n s hingestellt. Und wir müssen halt arbeiten, nicht träumen, wenn wir leben wollen . . . Ich habe doch recht?“

Sie sagt das, weil ich schweige und nichts erwidern mag. Solche Worte möchten auch ihre Augen sagen. Die sind stark und nüchtern und könnten nie träumen. Ja, wenn ich Maria in den Nächten fest in den Armen halte, zeigen ihre Augen oft eine wunderliche Schönheit und Stille. Dann sagt sie kein Wort, aber ihre Hände drücken meinen Hals oder streicheln mein Gesicht, leise — fast zitternd, als dürften sie nicht. Dann hat Maria mich eigentlich lieb . . . Maria hat eine Seele wie jede Frau. Nur ist ihre Seele nie zu weitestem Empfinden- und Genießenkönnen angehalten worden. Aber auch darum will ich vor Maria nie nur leidenschaftlich, nur wild, nur Tier sein. Dann wäre ich nicht wert, sie lehren zu wollen, was eine Seele vermag und wie sie sein kann . . .

In der Kammer ist es kühl. Das Licht der Kerze flackert und wirft an die Wände goldgelbe Streifen. Die Blumen leuchten ein wenig.

„Maria, das sind deine Blumen!“

„Über Schatz!“

Und sie umarmt mich und küßt mich. Sie möchte lachen dazu, aber sie weint. Ich bin erstaunt. So lieb kann Maria haben! Ich drücke sie fest an mich und schließe die Augen und lache: „Schatz, du . . . du . . .“ Da denke ich an Ursi. Ich stoße Maria von mir, daß sie taumelt und erschrickt. Dann sagt sie hart: „Jochem, was tust du?“

Ich weine wie ein Kind. „Marie, du . . . du . . . Komm' doch!“

Sie kommt nicht und schweigt. Ich schaue auf, ganz verwirrt . . . Maria knotet ihr schwarzes Haar auf und läßt es auf die weiße Brust niederfallen. Dann büdelt sie sich, hebt eine rote Afters auf und küßt sie . . .

Ich lasse die Kerze herunterbrennen. Maria liegt ganz still und hält die Blume in den Händen. Ihre Augen sind leer und groß, als ob sie alle Kraft verloren hätten und sich doch darnach sehnten.

„Marie!“ Ich streichle das heiße Gesicht und sage: „Du, du . . . Ich tat dir weh! Ich dachte an eine Frau, an die . . . ich nicht mehr denken sollte! Ich bin so schlecht!“

Marie blickt mich an. Da sehe ich in ihren Augen wieder alle Tapferkeit. „Das ist nicht schlecht, Jochem! Es wird Frauen geben, die du lieber haben kannst als mich. Das ist schon wahr, Jochem . . . ja! Ich hab' dich doch gern; das nimmt mir niemand auf der Welt!“

Da beuge ich mich wieder und küsse Marias Hals und Brust. Und dann lege ich die rote Blume auf die weiße Brust. Es sieht aus wie ein großer Blutstropfen auf weichem Schnee, nur daß der Blutstropfen nicht zerrinnen will. Die weißen Blumen stecke ich in das nachtschwarze Haar. Dann lächle ich und sage vor mich hin: „So schön bist du! Keine Frau kann schöner sein!“

(Fortsetzung folgt).

Jean Paul der Flieger.

Zu seinem hundertfünfzigsten Geburtstag (21. März 1913).

Jean Pauls Entzückungen kamen aus der Musik, in der er alle Geheimnisse und unendlichen Möglichkeiten der menschlichen Seele erlebte; in ihren Wonnen schuf er seine vielen

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Träume und Visionen einer Zukunft, wo das Leben ein Menschenjubiläum ist und die Chöre der neunten Symphonie das heilige Tagewerk der Frei-Verbundenen umjauchzen. Mit seiner



H. B. Wieland.

Beerdigung.
Steiermark.

kindlich reinen Phantasie glaubte der Dichter, daß dieser selige Leon mit der Erfindung der Flugkunst anheben werde. Für uns, über deren Köpfe die Zeppeline und Aeroplane dahinfliegen, ist es rührend, wie spät sich Jean Paul das Fliegen der Menschen dachte, wie er es in eine Zeit verlegte, wo der Ballast unseres Erdballs, das Laster, schon ausgeworfen und versenkt ist, wo die Menschen nur noch im Aether der Liebe und Weisheit atmen und man in den Märchenbüchern von uns heutigen einander hinschlachtenden Menschen wohl wie von Lindwürmern und Drachen oder wahrscheinlicher wie von einem häßlichen Volke der Pygmäen erzählen wird. Lieft man Jean Pauls Flugpoesien, vor allem den Matrosenalmanach Giannozzos, so wundert man sich freilich eher, daß von Jean Pauls kühnen Träumen bis zu unsern Triumphphen über das Element der Luft doch noch hundert Jahre vergehen mußten; denn in so reichem Maße dichterisch antizipiert wird ein Erlebnis in der Regel nur kurz vor seinem Durchbruch in die Wirklichkeit.

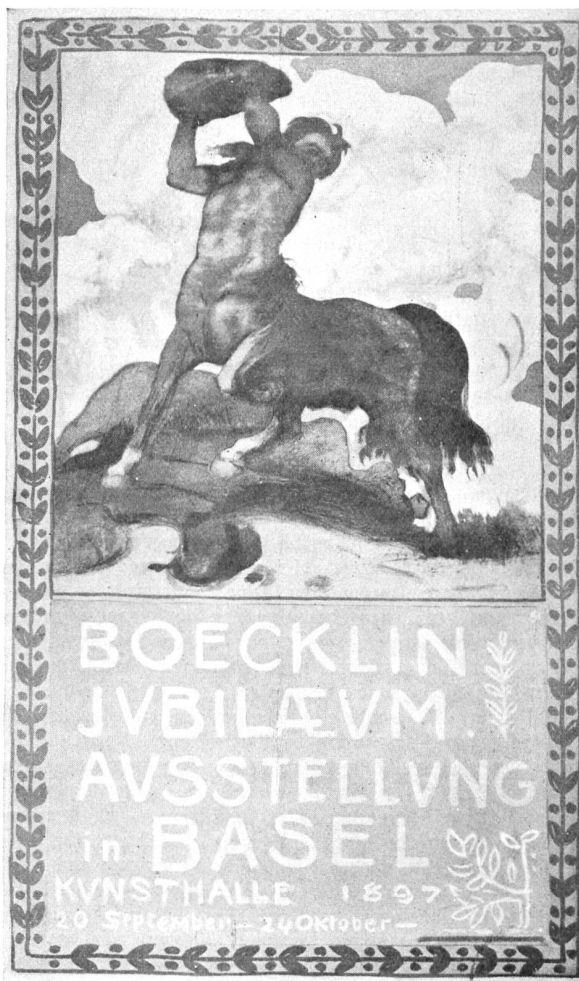
Von allen modernen Dichtern, die den Flug besangen, hat noch keiner den Schwung und die sinnliche Anschauungskraft Jean Pauls erreicht, keiner, auch Nietzsche mit seinen herrlichen Paradoxen nicht ausgenommen, wie er die neue Sittlichkeit, Lebensbejahung und Universalpoesie der fliegenden Menschen verkündet. Jean Pauls so ganz modernes Individualisieren tritt am besten ins Auge, wenn man die schönen Worte Fausts auf seinem Osterspaziergang: „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt . . .“ mit folgender denselben Gedanken ausdrückender Stelle aus dem Titan vergleicht: „Ach welche Wolke, so sich aufzureißen von dem zurückziehenden Erdenfußblock und sich frei und getragen in den weiten Aether zu werfen — und so, im kühlen durchwehenden Luftbade auf- und niederplätschernd, mitten am Tage in die dämmernde Wolke zu fliegen und ungesehen neben der Lerche, die unter ihr schmettert, zu schweben — oder dem Adler nachzurauschen und im Fliegen Städte nur wie figurierte Stufensammlungen und lange Ströme nur wie graue, zwischen ein paar Länder gezogene schlaffe Seile und Wiesen und Hügel nur in kleine Farberlöcher und gefärbte Schatten eingetrochen zu sehen — und endlich auf eine Turmspitze herabzufallen und sich der brennenden Abendsonne gegenüberzustellen und dann aufzusteigen, wenn sie versunken ist, und noch einmal zu ihrem in der Gruft der Nacht hell und offen fortblickenden Auge niederzuschauen und endlich, wenn sich der Erdball darüber wirft, trunken in den Waldbrand aller roten Wolken hineinzusplattern . . .“

Durch die Kinematographen und die immer schnelleren Bewegungsmöglichkeiten, vor allem durch ein vom theologischen, philosophischen und moralischen Dogmatismus befreites schnelleres Denken ist uns die Zeit, d. h. die Bewegung immer mehr die Form geworden, unter der wir das Leben erfassen und genießen. Jean Paul ist von unsern großen Dichtern der bewegungsreichste; durch seine Hymnen auf „die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt“, durch seine dionysische Lust an dem „Bunterlei“ jedes Augenblicks ist er uns heute so überaus lebendig. Als ein Beispiel, mit welcher Ergriffenheit der Dichter die Erscheinungen durcheinander sluten sah, möge eine Stelle aus Giannozzos Tagebuch dienen. „Vierthalbtausend Fuß tief ramte die weite Erde unter mir dahin . . . Auf der Fläche, die auf allen Seiten ins Unendliche hinausfloß, spielten alle verschiedenen Theater des Lebens mit aufgezogenen Vorhängen zugleich — einer wird hier unter mir Landes verwiesen — drüben desertiert einer und Glocken läuten herauf zum fürstlichen Empfang desselben — hier in den brennendfarbigen Wiesen wird gemäht — dort werden die Feuerspritzen probiert — englische Reiter ziehen mit goldenen Fahnen und Schabracken aus — Gräber in neun Dorfschaften werden gehauen — Weiber knien am Wege vor Kapellen — ein Wagen mit Weimarschen Komödianten kommt — viele Kammerwagen von Bräuten mit besoffenen Brautführern — Paradeplätze mit Parolen und Musikern — hinter dem Gebüsch erfaßt sich einer in einem tiefen Perlenbach — ein Schiefer-

decker besteigt den Stadtturm und ein sentimentalischer Pfarrsohn guckt aus dem Schallloch und beide können (das kann ich viertelhalbttausend Fuß hoch observieren, weil die dünne Luft alles näher heranhebt) sich nicht genug über das 100 Fuß tiefe Volk unter sich verwundern und erheben — einer auf Knien und hinter der Binde muß drei Kugeln seiner dreifarbigem Kokarde wegen in den Pelz auffangen — ein für die Kirmes angepußtes Dorf samt vielen nötigen Verkäufern und Käufern dazu — katholische Wallfahrten von schlechtem Gesang begleitet — ein lachender trabender Wahnsinniger muß eingefangen werden — fünf Mädchen ringen entsetzlich die Hände, ich weiß nicht warum — über hundert Windmühlen heben im Sturm die Arme auf — die blühende Erde glänzt, die Sonne brennt aus den Strömen zurück, die muntern Schmetterlinge unten sind nicht zu sehen und die hohen Lerchen nur dünn zu hören, oder ich täusche mich sehr — das Leben hier schweigt und ist groß und droht fast — Gott weiß, welcher gewaltige böse oder gute Geist hier in dieser stillen Höhe dem Treiben grimmiggrinzend oder weinend lächelnd zusieht und die Taten austreckt oder die Arme, und ich frage eben nichts nach ihm . . .“

Interessant ist es, wie sich für Giannozzo schon die Dinge „so wild und eng durcheinander werfen“. Befinden sich bei irgend einem Dichter Ansätze zu der jüngsten Bewegung, dem Futurismus, so bei Jean Paul. Ich denke hier vor allem auch an die Landschaften seiner Träume, in denen fortwährend alles seinen Platz ändert und vertauscht.

Nicht genug ist es vom künstlerischen Standpunkt aus zu beklagen, daß Jean Paul seinen ersten genialen Plan, nach dem



Sans Sandreuter (1850-1901). Plakat für die Bocklin-Jubiläumsausstellung in Basel 1897. Druck: Dr. C. Wolf & Sohn, München.



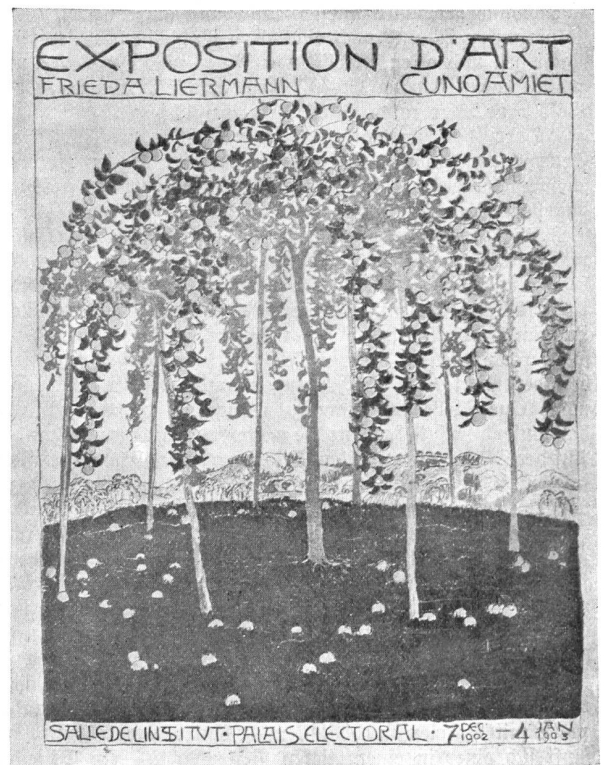
Albert Welti (1862–1912). Plakat für die Firma Welti-Furrer in Zürich.

der wilde Humorist Schoppe im Titan sich an entscheidenden Stellen der Handlung immer in einem Ballon über all das Treiben des deutschen Kleinstadtlebens und der Misere seiner Höfe erheben sollte, nicht zur Ausführung brachte. Freilich wäre dann im komischen Anhang zum Titan nicht „des Luftschiffers Giannozzo Seebuch“ entstanden, das Wildeste und Genialste, was Jean Paul überhaupt schuf, ein Werk, in dem wir die Allübersicht Shakespeares wie den Freiheitsgeist der Alten in gleichem Maße bewundern müssen. Von allen Werken unserer Literatur ist nur Herders Reisejournal in einem ähnlichen Tempo und Gedankensturm geschrieben. Wie springen uns die Reisen von Brust und Geist, wenn wir mit Giannozzo „über eine Religion und Landschaft und Reichsstadt nach der andern“, über „de und theistische Gesinnungen“ und über „all die statistischen kleinstädtischen Achtzehnjährhunderter“ hinwegsaufen! Wie jauchzen wir vor Uebermut, wenn er über der Festung Blafenstein die Marseillaise hinunterbläst und dadurch die ganze Festung in Harnisch bringt! „Nur in der Luft 3000 Fuß hoch sind noch Minuten von einem guten Tage zu haben!“ „Und wie man oben in der stillen heiligen Region nichts merkt, was drunten auf den Ameisen-Kongressen der Menschen quäht und schwilt!“ Wer könnte je Giannozzos letzte Fahrt bei Blitz und Donner über die Alpen und den Rheinfall vergessen und wie schließlich den Verwegenen der Wetterstrahl höhnisch in die Tiefe schleudert! „Sein rechter Arm und sein Mund waren weggerissen, seine langhängenden Augenbraunen auf den hohen Augentknochen fahl weggebrannt und sein Gesicht sehr zornig verzogen, alles andere aber unverfehrt.“ Des kühnen Chavez Sturz fand so schon hundert Jahre vor seinem Vorfall seine geniale dichterische Darstellung.

Wie unendlich milde und sehnsuchterregend ist's dagegen, wenn Gione im Kampänertal, erschüttert durch die tief sinnigen Gespräche über die Unsterblichkeit, das Begehren hat, in der Montgolfiere sich den Sternen zu nähern. „Sie ging einsam wie eine Himmlische empor unter die Sterne — die Nacht und die Höhe warfen ein Gewölke über die aufziehende Gestalt — ein oberes Wehen wiegte diese blühende Aurora und deckte mit der schwankenden Göttin ein Sternbild ums andere zu — Plötzlich trat ihr fernes erhöhtes Angesicht in einen hellen überirdischen Glanz hinein; es stand leuchtend wie das eines Engels, im Nachtblau gegen die Sterne erhoben! Der Mond hinter der Erde, der seine Strahlen früher hinauf an die Sterne

als herunter auf die Erdenblumen warf, hatte sie so himmlisch verklärt...“ Der Dichter, der im Roman selbst als handelnde Person auftritt, kann bei diesem Anblick seine Sehnsucht nicht länger meistern, und er steigt mit der zarten Nadine in einer zweiten Kugel in die beglänzte Nacht empor. „Die schwere Erde sank wie eine Vergangenheit zurück — Flügel, wie der Mensch in glücklichen Träumen bewegt, wiegen uns aufwärts — die erhabene Leere und Stille der Meere ruhte vor uns bis an die Sterne hin — wie wir stiegen, verlängerten sich die schwarzen Waldungen zu Gewitterwolken und die beschneiten beglänzten Gebirge zu lichten Schneewolken — die aufstrebende Kugel flog mit uns vor die stummen Blitze des Mondes, der wie ein Elysium unten im Himmel stand, und in der blauen Einöde wurden wir von einem gaukelnden Sturm gleichsam in die nähere schimmernde Welt des Mondes geblendet gewiegt... und dann ward es dem leichtern Herzen, das hoch über dem schweren Dunstkreis schlug, als flatter' es im Aether und sei aus der Erde gezogen, ohne die Hülle zurückzuwerfen.“

In gleichem Maße Meister des Komischen wie des Tragischen, hat der Humorist Jean Paul in einem Aufsatz „Ueber die erfundene Flugkunst von Jacob Degen in Wien“ eine unendliche Fülle von lächerlichen und witzigen Situationen erfunden, die sich mit der Etablierung des Luftreiches ergeben könnten. Er schrieb diesen Aufsatz, um, wie er selbst sagt, von der Entdeckung wie vom Spargel die ersten und besten Spitzen allen spätern Autoren wegzugenehen. So erzählt er, was uns heute freilich schon gar nicht mehr komisch anmutet, von den staatlichen Gesekkommissionen, die die Flugordnungen aufsetzen, Luftaufseher, Lusträte und Luftschreiber verpflichten. Ferner von den Eilfliegern und den Flugpostämtern, von den Flugtanzstunden der höheren Töchter, von einem fliegenden Ball paré mit Lichtern und die Musici hinterdreingeschwungen, von fliegenden Kolporteuren und Sortimentbuchhändlern und ihren Flugschriften. Er sieht voraus, wie dann nachts jeder Flugbürger eine Laterne tragen muß und am Tage eine besondere Luftuniform, damit die Luftpolizeibedienten, die auf Türmen mit Ferngläsern auf den Lufthimmel invigilieren, ihn



Cuno Amiet, Oshwand. Plakat für eine Ausstellung von Cuno Amiet und Frieda Liermann in Paris 1902/03.

nicht als verdächtiges Bagabundengesindel und -gevägel ohne weiteres herunterzuschießen. Für höchst wahrscheinlich hält es der Dichter überhaupt, daß jedem das Fliegen und Erheben untersagt bleibt, der nicht von Adel oder sonst von einer gewissen Standeserhöhung ist. Die unteren Stände, meint er, müssen unten bleiben, der Erdboden ist der goldene Boden ihres Handwerks, und wozu Flügel einem Pöbel, der so gut zu Fuße ist gegen den Adel in Kuttschen und Säufsten? Höchst spaßhaft werden die Brücken dann durch Flügel ersetzt, die man gegen Brückenzoll Fußgängern vorstreckt aus den sogenannten Schwingenhäuschen am Ufer; wollte aber ein unredlicher Fußgänger mit dem Leibflügel entweichen, so beruhigt uns der Dichter, daß ihm nach der Regel der bewaffnete Brückeninspektor gelassen nachfeuern werde. Selbstverständlich vergißt Jean Paul auch nicht, wie die Dichter, ungleich dem Riesen Antaios, der erst auf der Erde die Kräfte wiederbekam, hoch im Aether die ihrigen zurückgewinnen und mit dem Leibe steigen werden, um mit dem Geiste zu schweben usw.

Für den Moralphilosophen Jean Paul ist es an anderer Stelle ein besonders anregender Gedanke, „wie die Luftschiffe und Flugmaschinen — wenn sie vollendet in Gang kommen — sich anfangs über alle bisherigen Gesetze erheben werden“.

Hat Jean Paul auch nicht unsere Zeppeline und Aeroplane erlebt, so ist er doch geflogen wie vor ihm nur die wenigsten Sterblichen mit den Flügeln der Liebe und einer wahrhaft kosmischen Phantasie. Körperlich pflegte er fast allmächtig im Traume zu fliegen, aber recht anders als der brave Fetzbürger, der sich durch Fliegen vergnügt seine Haus- oder Kellertreppe erspart. „Wahrhaft selig, leiblich und geistig gehoben, flog ich einige Male steilrecht in den tiefblauen Sternhimmel

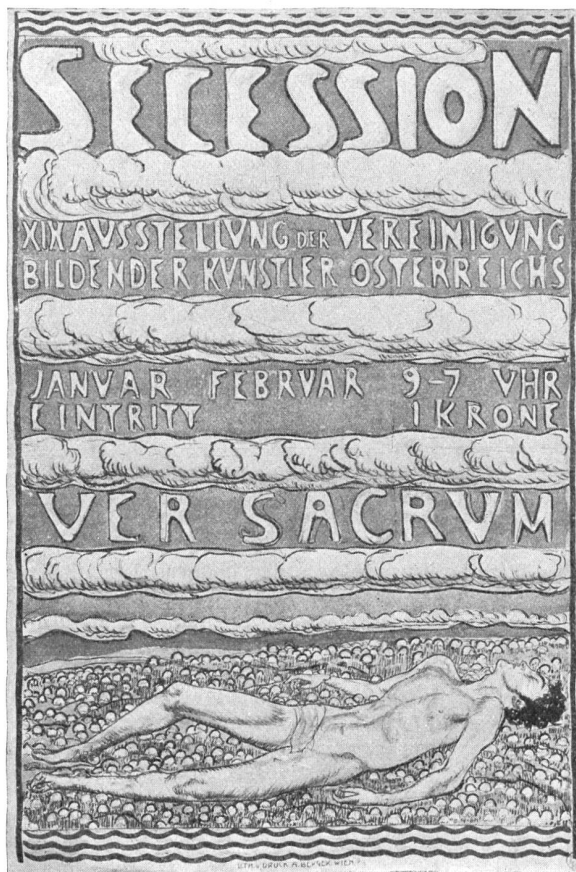
empor und sang das Weltgebäude unter dem Steigen an.“ Ein andermal erzählt er von dem ganz neuen Genusse, wie er sich von einem Leuchtturm ins Meer gestürzt hatte und mit den unendlichen unspielenden Wellen verschmolzen wogte.

Wenn wir in Johannisthal, in St. Cyre oder wo auch immer zukunftsstrunken unsern Brüdern nachschauen, wie sie im Reich

der Lüfte Könige sind, so dürfen wir wohl mit Jean Paul jauchzen: „Von der Stadt Gottes ist wie von Pompeji erst eine Gasse aufgedeckt!“ Nur müssen wir dabei auch des Dichters Mahnung beherzigen, den Umkreis des Auges nicht mit dem des Herzens zu vermengen und die äußere Erhebung mit der inneren. Nicht durch Automobile und Aeroplane, sondern allein durch die Magie eines von Tugend und Liebe genährten Geistes sind Raum und Zeit zu überwinden. Eine furchtbare Idee ist es, daß Schulze und Meier eines Tages mit all ihrem alten Philisterium im Luftomnibus sitzen könnten, stolz, wie wir's doch zulezt „so herrlich weit gebracht“. Die ewige Unzufriedenheit in der menschlichen Brust — Mörikes „Wimmewimir“ — war Jean Paul die heiligste Bürgschaft unserer höheren Bestimmung. Daß die Erfüllung all unserer kühnsten Träume doch nicht unser Tiefstes auszubrüden oder gar zu erschöpfen vermöchte, war eine der ersten Gewißheiten seiner Lebensreligion. „Wenn hienieden das Dichten Leben würde und jeder Traum ein Tag, so würde das unsere Wünsche nur erhöhen, nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine höhere Dichtkunst gebären und höhere Erinnerungen und Hoffnungen

— in Arkadien würden wir nach Utopien schmachten, und auf jeder Sonne würden wir einen tiefen Sternenhimmel sich entfernen sehen, und wir würden seufzen wie hier!“

Johannes Kohl, Bern.



Ferdinand Hodler. Plakat für die Ausstellung der Wiener Sezession 1904. Druck: A. Berger, Wien.

Schweizer Plakatkunst.

Daß die Plakate, die noch vor nicht zu langer Zeit unserm Straßenbild so übel zusehnten, in den letzten Jahren sich zusehends zu einem unterhaltamen, oft wahrhaft erfreuenden Schmuck umwandeln, wird wohl jedem angenehm aufgefallen sein; denn seitdem wirkliche Künstler sich in den Dienst des Plakats zu stellen entschlossen, ist zur fruchtbaren Kunst und zu einer ästhetisch erzieherischen Macht geworden, was vordem brutale Barbarei gewesen. Der Anstoß zur Veredlung des Plakatswesens kam wohl vom Ausland, zumal von England und Frankreich her; aber heute nimmt unser kräftiges und ehrliches, in Mitteln und Wirkung zweckvolles Schweizerplakat unter allen andern eine so ehrenvolle Stelle ein, daß wir uns dessen — nicht zulezt als eines kennzeichnenden Symptoms unserer Kunstentwicklung überhaupt — füglich freuen dürfen. Die „Schweiz“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, allen wichtigen

Erscheinungen im einheimischen Kunstleben ihre Aufmerksamkeit zu widmen, findet deshalb den Zeitpunkt für gekommen, da man diesen neuen Kunstzweig im Zusammenhang und eingehend behandeln kann. Dies soll in den beiden nächsten Nummern geschehen; heute bringen wir nur präliminierend ein paar ältere Plakate von Meisterhand: Hans Sandreuters von Böcklinschem Geiste getragenes Plakat zur Jubiläumsausstellung des Altmeisters, Albert Weltis durchaus eigenartige Reklame für den internationalen Möbeltransport seiner väterlichen Firma, wenig plakatomäßig in der Anlage, aber reizvoll in der Erfindung und voller Humor, dann Ferdinand Hodlers merkwürdiges Sezessionsplakat, ebenso kräftig in der farbigen und linearen Wirkung als tief und überraschend im Gedanken, und schließlich ein dekorativ feines, fast zierlich anmutendes Werbeblatt für eine Sonderausstellung von